

Johann Baptist Rusch und die "Schweizerischen Republikanischen Blätter" : Erinnerungen an einen Mann und seine Zeitung [Vortrag]

Autor(en): **Stäuble, Eduard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **25 (1981)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann Baptist Rusch und die «Schweizerischen Republikanischen Blätter»

Erinnerungen an einen Mann und seine Zeitung

(Vortrag im Historischen Verein Appenzell I. Rh.
am 7. April 1981)

Von Eduard Stäuble

Erster Teil

Es war vor bald vierzig Jahren, im November 1942; da ging ich im Kantonalen Lehrerseminar Rorschach zur Schule. Unser Deutschlehrer, Gottfried Fischer, hatte uns ein provozierendes Nietzsche-Wort als Aufsatzthema gestellt: «Politik steht jenseits von Gut und Böse.» Mein Eifer entzündete sich an dieser herausfordernden These, und ich verfasste eine flammende Widerlegung. Die schien mir derart überzeugend gelungen, dass ich es schade fand, wenn mein von jugendlichem Idealismus strotzendes Stück Prosa hätte in einem Aufsatzheft vermodern müssen. Ich wollte den Aufsatz in einer Zeitung veröffentlichen. Aber in welcher?

Im Lesezimmer des Seminars kam mir eine Zeitung in die Hand, die mir durch ihren geradezu barock anmutenden Titel auffiel: «Schweizerische Republikanische Blätter – Parteipolitisch unabhängiges Organ zur Pflege schweizerischer Gesinnung im Volke und echt republikanischer Politik in Bund, Kantonen und Gemeinden – Verantwortlicher Herausgeber: J. B. Rusch, Bad Ragaz.»

Ich las ein paar Nummern dieses Blattes und fand gleich Gefallen an der ungescheuten, sprachlich kräftigen und farbigen Schreibweise dieses Redaktors. In diese Zeitung könnte mein Aufsatz passen, dachte ich, und schickte ihn nach Bad Ragaz. Schon eine Woche später, am 7. November 1942, erschien der Artikel tatsächlich in Ruschs Blatt. Ich schnitt ihn aus, klebte ihn ins Aufsatzheft und lieferte die Arbeit gedruckt ab. Gottfried Fischer versah den Aufsatz in feurig roter Tinte mit der Note 5,5, und Johann Baptist Rusch schrieb mir, der Aufsatz habe ihm gefallen und ich solle doch gelegentlich wieder etwas für sein Blatt schreiben.

Damit begann nicht nur meine journalistische Tätigkeit, sondern auch ein Kapitel meines Lebens, das während fünfzehn Jahren unter das Zeichen der «Schweizerischen Republikanischen Blätter» zu stehen kommen sollte. Noch als Seminarist und später als Student schrieb ich immer öfter für das Blatt. Und dann, eines Tages – es waren unterdessen sieben Jahre vergangen – fragte mich Rusch, ob ich nicht stellvertretender Redaktor während seiner Ferienzeit werden möchte. Ich griff begeistert zu; denn Rusch und sein Blatt stellten für mich einen journalistischen Idealfall dar: Eine

unabhängige Wochenzeitung, die dem Redaktor ganz allein gehörte; da hatte keine Partei, kein Verleger, keine Besitzerfamilie, kein Verwaltungsrat etwas dreinzureden; Rusch verzichtete sogar auf Inserate, um auch von dieser Seite her völlig frei bleiben und schreiben zu können.

Nach jeder Nummer, die ich als Stellvertreter verfasste, schrieb mir Rusch aus Disentis ausführliche Briefe, in denen er meine Arbeit kritisch durchleuchtete, mal tadelte, mal lobte; nie, ohne mir wertvolle, erfahrungsreiche Ratschläge zu erteilen. Er ermunterte den jungen Journalisten, das Wächteramt der Presse ernst zu nehmen und mich ruhig etwas forsch ins Zeug zu legen, wenn es um Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, Ehrlichkeit und Anständigkeit ging. Nur keine Angst, auch wenn es einmal zu einem Presseprozess kommen sollte.

In seinen Lebenserinnerungen erzählt Rusch: «Als mir vor einigen Jahren an einem unserer ostschweizerischen 'Redaktorenkapitel' ein Herr Kollega mit überlegener Miene erklärte: 'Ich habe in meinen siebzehn Jahren noch keinen einzigen Presseprozess gehabt', da sagte ich ihm mit väterlichem Handschlag auf die kollegiale Schulter: 'Sagen Sie das nur leise, prahlen Sie nie damit; denn es spricht nicht für Ihre redaktionellen Qualitäten'.»

Rusch selber hat in seinem Redaktorenleben fünfzehn Presseprozesse ausgefochten, viermal als Sieger, elfmal als Geschlagener. Nur drei davon hat er Rechtsanwälten übertragen, das übrige Dutzend führte er selber.

Seinen ersten Presseprozess bekam er schon als blutjunger Redaktor des «Sarganserländers» an den Hals. Er hatte in seiner Zeitung den bösangriffigen Artikel eines Pfarrers gegen Prof. Dr. Oskar Messmer, Lehrer für Psychologie und Methodik am Lehrerseminar in Rorschach, abgedruckt. Der Artikel erschien ohne Nennung des Verfassers. Messmer klagte gegen Rusch wegen Ehrverletzung, und Rusch fiel prompt durch. Er hatte den Behauptungen des Herrn Pfarrer blindlings geglaubt und war nicht willens gewesen, den Verfasser preiszugeben. «Damals – schreibt Rusch – war ich ein dreiundzwanzigjähriger Kindskopf, der meinte, was ein Pfarrer schreibe, stimme unbedingt . . . Es gibt ein leichtsinniges Vertrauen, und ich möchte jeden katholischen Redaktor warnen, es in journalistischen Dingen geistlichen Herren gegenüber an den Tag zu legen.»

Als ich selber einmal einen empörten Artikel gegen eine schweizerische Illustrierte Zeitung geschrieben hatte, weil dort ein Journalist ausgerechnet hatte, wie lange es dauern würde, bis alle Chinesen einzeln erschossen wären, schrieb mir Rusch aus Disentis: «Das könnte dann zum ersten Presseprozess langen. Aber nur keine Angst, wir fechten das durch unter dem Titel 'Bereicherung mit moralisch anfechtbaren Mitteln'.»

Johann Baptist Rusch war ein besessener Journalist von altem Schrot und Korn; politisch ein freidenkender Republikaner bis auf die Knochen; ein Streiter mit oft spitzer, oft humoriger Feder; ein eigener Kopf und seltener Mann, mutig und aufrecht; ein journalistischer Haudegen voll Geist und



Johann Baptist Rusch, 1886–1954

Feuer, der vor allem während der Zeit der nationalsozialistischen Bedrohung in seinen «Republikanischen Blättern» entschlossen zu Felde zog gegen alle braunen Duckmäuser und Anpasser in unserem Land. – Ich hatte in ihm einen Lehrmeister gefunden, wie man sich keinen besseren wünschen konnte.

Der Toggenburger in mir verstand sich gut mit dem Appenzeller in ihm. «Si chönnd, män i, gad au choge guet giffler und chögele», meinte er einmal zu mir. Und als er dann zu kränkeln begann, stellte er mich eines Tages vor die Frage, ob ich nicht sein Nachfolger werden wolle. Im Dezember 1953 schlossen wir einen Übernahmevertrag für den Fall seines Todes ab. Schon ein Jahr später, am 24. November 1954, starb Johann Baptist Rusch. Ich trat mit der Zeitung, die er mir testamentarisch vermacht hatte, ein schweres und verpflichtendes Erbe an.

Zweiter Teil

Johann Baptist Rusch war von 1918/1923 bis 1954 der zehnte Redaktor und Herausgeber der «Schweizerischen Republikanischen Blätter» gewesen. Die Zeitung war im Jahre 1798 von Johann Konrad Escher von der Linth und Paul Usteri gegründet worden. Sie erschien seither mit gewissen Unterbrüchen. Unter ihren früheren Redaktoren finden wir Männer wie Prof. Ludwig Snell, den Vorkämpfer einer liberalen Demokratie und unseres heutigen Bundesstaates, den allseits angesehenen Politiker Dr. Ludwig Meyer von Knonau und den späteren Bundesrat Dr. Jakob Dubs. (Sogar Gottfried Keller war eine Zeit lang Hauptmitarbeiter in Poesie und Prosa.) Johann Baptist Rusch war 32 Jahre alt, als er die Redaktion übernahm. Rusch hat seine Lebenserinnerungen in vier Bänden niedergeschrieben. Unter dem Titel «Am Webstuhl der Zeit» hat er eine der schönsten schweizerischen Autobiographien verfasst, und es wäre ein grosses Verdienst eines Verlegers, wenn er dieses einzigartige Buch neu herausgäbe. – Rusch beginnt seine muntere Lebensbeschreibung mit den Worten:

«An der Lichtmess 1934 waren es fünfundzwanzig Jahre her, seit der Blättlischreiber (wie er sich stets bescheiden nannte) in seinen Beruf eingetreten ist. Dieser Antritt des Redaktorenberufes war für mich selber immerhin ein wichtiger Tag im wichtigsten Monat meines Lebens, im Hornung, in dem ich geboren bin, in dem ich den Beruf angetreten, in dem ich sogar geheiratet habe. Sämtliche Dummheiten meines Lebens sind februarlichen Datums. Was in den elf anderen Monaten im Wandel der Jahre geschah, ist alles verzeihlich.»

Johann Baptist Rusch wurde geboren am 7. Februar 1886 in Meistersrüte bei Appenzell als einziges Kind der Innerrhoder Bauersleute Johann Baptist und Magdalena Rusch-Inauen.

«Meine lieben Eltern – erzählt Rusch in seinen Lebenserinnerungen – der Schlatterbauer Johann Baptist Rusch und die Steinegger Bauerntochter Magdalena Inauen aus Wafeln, herwärts dem Weissbad, haben sich nicht grad schon beim ersten Tanze kennen gelernt. Es würde kaum möglich gewesen sein; denn der Vater, ein hagerer, hochgewachsener Mann von einer gewissen schwerfälligen Wucht, hat die rhythmischen Übungen nie geliebt, ganz im Gegensatz zu der um dreizehn Jahre jüngeren Mutter, einem klei-

nen, beweglichen Fraueli mit viel Temperament in den funkelnden Augen. Ich bin nie recht draufgekommen, wo und wie diese zwei körperlichen und seelischen Gegensätze überhaupt zusammengekommen sind. Diesbezügliche vorwitzige Fragen haben beide immer überhört. Sie werden gedacht haben, der stille Teilhaber brauche nicht alles um die Gründung der Firma zu wissen.»

Er war, wie er schreibt, «ein serbliger Spätling, behaftet mit allen Kinderkrankheiten,» und er habe «mit Bienenhonig und Geissmilch, mit Zwiebeln und Knoblauch und der ganzen hausärztlichen Weisheit fünf ratender Tanten schliesslich doch noch aufgepäppelt werden können» – «wenn ich auch meine Sichelbeine erst beträchtlich später als andere in Bewegung gesetzt hab und das Reden fast gar nicht hab lernen wollen. Das erste, was ich so hörte, aber nicht begriffen habe, war beim Besuche von Basen und Vettern etwa der Spruch: ‘Wär guet, wenn en de Herrgott wider holti, ischt nütz ond get nütz, hät jo en Wasserchopf.’ Nu, das Wasser ist dann langsam verdunstet. Es blieb noch der Kopf, und wenn der Bundesrat nichts dagegen hat, hab ich im Sinn, diese alte Kommode noch ein paar Jahre zu tragen.»

Er war, wie gesagt, ein eher kränkliches und schwächliches Kind, und als er in Appenzell zur Schule ging, stand er seinen Klassengenossen immer an körperlicher Kraft und Grösse hintennach. Dafür überragte er sie im Kopf: Er war ein heller, wiss- und lernbegieriger Bub, der schrecklich gerne und viel las, vor allem geschichtliche Bücher. Seinen Lehrern bewahrte er zeit- lebens ein gutes Andenken:

«Ist es einem zum Beruf geworden und füllt man sein Leben damit aus, ein Schreiber zu sein und sei’s auch nur ein Zeitungsschreiber, so geziemt es sich, derer dankbar zu gedenken, die nicht mühelos einem in die Kunst des Schreibens eingeführt und bereits schon manches dazu beigetragen haben, einem die Formung der Gedanken in der endlich erlernten Schrift beizubringen. Wer seine Lehrer vergisst, ist es nicht wert, kein Analphabet zu sein.»

Im sechsten Schuljahr kam er zu Lehrer Josef Anton Wild. «Er stand – mit Recht – im Rufe, des ganzen Landes bester Lehrer zu sein. Er war in hohem Ansehen beim ganzen Volke und man spürte als Bub, wenn man in seine autoritäre Nähe kam, dass er davon eine leise Ahnung hatte. Auf alle Fälle war er Appenzeller durch und durch. Die körperliche Züchtigung war bei ihm unbekannt. Er züchtigte mit den Worten.»

Besonders beliebt waren bei Lehrer Wild Aufsätze in Briefform, die dem jungen Rusch aber gar nicht lagen. Und so rächte er sich aus lauter Verzweiflung einmal mit einem Brief an die Grossmutter, der ungefähr so lautete:

«Liebe Grossmutter! Ich muss Dir einen Brief schreiben. Der Herr Lehrer will es haben. Ich weiss zwar, dass Du nicht lesen kannst, weil Du nie zu diesem Lehrer in die Schule gegangen bist. Ich weiss auch, dass Du,

da Du ja bei uns wohnst, von mir gar keinen Brief wünschst. Aber der Herr Lehrer will es haben. So schreibe ich Dir, dass es in der Schule ganz schön wäre, wenn es keine Briefe und keinen Lehrer gäbe. Dein zum Briefschreiben verurteiltes Grosskind . . .»

Drei Tage später kam Lehrer Wild mit den Aufsatzheften ins Zimmer. «Eines ums andere wurde zensuriert. Neunundzwanzig Stück. Endlich kam das meine. Ich war bleich und rot, als ers zu Handen nahm und mich anapfelte. Aber ich unterschätzte den Humor meines Lehrers. Er ging auf meine kindische Anöderei gar nicht ein. Dagegen schritt er zur Wandtafel und schrieb meinen Briefanfang hin: 'Liebe Grossmutter! Ich . . .' Weiter nichts. Dann kehrte er sich um und sagte unter dem Gekicher der ganzen Klasse zu mir: 'Du, Ruschli, wenn d' wieder einmal einen Brief schreibst, beginne ihn nie mehr mit dir selber, mit 'ich'; denn man soll den Esel nie vorausschicken, du musst immer denken, alles ist wichtiger als du.' Vom übrigen Inhalt sagte er kein Wort. – Ich habs behalten mein Leben lang. Ich schrieb seither manch tausend Briefe, aber ich habe keinen mehr mit 'ich' angefangen, und so oft ich so einen bekomme, denke ich albigs: 'Der ist nüd zom Lehrer Wöld i d Schuel, das ischt en mündere Johrgang'.»

Als Realschüler schrieb der junge Rusch seinen ersten Zeitungsartikel für den «Appenzeller Volksfreund»: Ein armer Mann war beim Holzen erfroren; der Unfall hat den Buben tief ergriffen, er verfasste einen Hilfsaufruf für die notleidende Familie, und es wurde daraufhin tatsächlich eine Kollekte eröffnet.

Schon ganz am Anfang seines künftigen Berufes als Zeitungsschreiber stand bei ihm der Drang zum Helfen und Wohltun. Manches Zeitungswort von ihm ist später recht scharf, spitzig und giftig ausgefallen – aber noch sein angriffigster Artikel entsprach letztlich dem Wunsch, seinem Land und Volk zu helfen und zu dienen.

Der Disentiser Dichterpater Maurus Carnot hat später Ruschs Begabung als Journalist am klarsten erkannt und ihn entschieden auf seine Berufung hingewiesen mit den Worten: «Werde ein Priester der Feder, ein Lehrer deines Volkes, ein Anwalt deines Vaterlandes und aller Rechte!»

Rusch hat seinen journalistischen Auftrag zeitlebens so verstanden. In gefährvoller Zeit hat er gegen alle Feinde unserer Demokratie und alle anpasserischen Lumpen mächtig gekämpft. Er war zwar aus gesundheitlichen Gründen nicht diensttauglich. Aber er hat seinen Dienst vom Schreibtisch aus geleistet und durfte von sich sagen: «Als Redaktor bin ich Soldat. Mein Gewehr ist die Feder. Mit ihr wirke ich für das Vaterland.»

Nach der Volksschule empfahl der St.Galler Stiftsbibliothekar Dr. Adolf Fäh den Eltern, ihren Sohn zum Weiterstudium ins Kapuzinerkloster von Stans zu schicken. Der Knabe war darüber nicht gerade begeistert. «Ein Strick zu sein, genügt noch nicht, um Kapuziner zu werden», schreibt er in seiner Selbstbiographie. Aber er fügte sich zunächst. Der Sechzehnjährige

war damals so richtiger «Sauser im Stadium», das heisst: in den Flegeljahren. Und die Kapuziner zu Stans wurden, wie er einmal sagte, «mit mehr oder weniger Erfolg zu meinen Hörnlibrechern». Glücklicherweise gelang es ihnen nicht, ihm alle Hörner zu brechen; er konnte sie später zu Nutz und Frommen des Landes noch recht gut brauchen.

Zwei Jahre nur blieb er in Stans. Eines Tages hatte er dort in einem Kalender einen Aufsatz über das Kloster Disentis und seine Schule gelesen. Der Verfasser war Pater Maurus Carnot. Ihm schrieb Rusch einen Brief und erklärte ihm, er würde viel lieber in Disentis weiterstudieren. Daraufhin setzte sich Pater Carnot bei den Eltern dafür ein, dass der Knabe in die Disentiser Schule übertreten konnte. Das war für Rusch lebensentscheidend. Denn hier fand er die Lehrer, die ihm das beste geistige Rüstzeug mit auf den Weg gaben.

Allen voran Pater Maurus Carnot, der selber ein begabter Dichter und Schriftsteller war und der zum einflussreichsten Stil- und Gedankenbildner von Johann Baptist Rusch wurde. Carnot erzog ihn zu Klarheit im Denken und zu bildhafter Sprache und flösste ihm einen andauernden Abscheu vor aller Phrasenhaftigkeit und Schwülstigkeit ein. Er war es auch, der den Studenten zum erstenmal auf seine Berufung zum Journalisten hinwies.

Im «Webstuhl der Zeit» schrieb Rusch später in dankbarer Erinnerung an seine Disentiser Gymnasialzeit: «Der Journalist, will er seinen Dienst recht erfüllen, muss sein Leben lang alles Mögliche, alles vom Tag an ihn Herangespülte, studieren. Sein Sterbetag wird sein letzter Lerntag sein. Ein gutes Gymnasium gibt dazu die beste Grundlage.»

Da es damals noch nicht möglich war, an der Disentiser Schule mit der Matura abzuschliessen, wandte sich Rusch für diese Prüfung zuerst an die Kantonsschule Zug und schliesslich ans Kollegium Altdorf. 1908 ging seine Schulzeit zu Ende und begannen die Lehrjahre des Berufes.

Dritter Teil

Schon als Gymnasiast hatte er in verschiedene Blätter geschrieben: in die «Neuen Zürcher Nachrichten», ins «Bündner Tagblatt» und in die «Ostschweiz». Der «Ostschweiz»-Redaktor Emil Buomberger hat ihm dann zur ersten Redaktorenstelle am «Sarganserländer» in Mels verholfen.

Am 2. Februar 1909 begrüsst Rusch seine Leser mit einem flammenden Leitartikel: «Nicht mit leichten, hohlen Worten, sondern mit einem opferfreudigen Herzen und für das Gemeinwohl fühlenden Gemüte wollen wir die Treue wahren dem Vaterland. Frei wollen wir sein von einer leidenschaftlichen persönlichen Politik. Dem freien Wort das volle Recht, spreche es, wer es wolle, kling es, wie es will. Wir wollen urteilen dürfen, aber unser Urteil sei sachlich, sei gerecht, sei durchweht vom Bewusstsein, dass die Liebe für uns auch im öffentlichen Leben noch keine abgeschätzte Münze ist. Drum ein biederes Grüss Gott auch den Andersdenkenden, den

politischen Gegnern . . . » usf. Er hat sein Leben lang so gedacht, nur hat er später das gleiche mit weniger Pathos und mehr Humor gesagt.

Pacht- oder Revierjagd, der Streit um die Ostalpenbahn, Majorz oder Proporz, der Modernistenkampf – das waren so einige Zankäpfel seiner Melser Zeit.

1910 stand im Kanton St. Gallen und in der Eidgenossenschaft das Proporzwahlssystem zur Volksabstimmung. Rusch war zuerst ein überzeugter Anhänger des neuen Proporzsystems. Aber 28 Jahre später nannte er dies seinen «ersten politischen Irrtum» und bedauerte, «ein Anhänger dieses grössten und für unser Land folgenschwersten Irrtums» gewesen zu sein: «Der Proporz, das Verhältniswahlverfahren – schrieb er 1938 im «Webstuhl der Zeit» – ist in dem Augenblick ein Problem geworden, als die Partei mehr war als das Vaterland, als die Partei das Volk überwachsen hatte wie das Moos eine alte Freiheitsstatue in ungepflegtem Garten. Nach dem Verhältniswahlverfahren wird das Staatsvolk in Parteien aufgeteilt. Jeder, der für das Verhältniswahlverfahren ist, geht von der Voraussetzung aus, dass jeder Bürger einer Partei angehören müsse, wenn er überhaupt seine bürgerlichen Rechte wahren wolle, und dass die Partei wichtiger sei als der Bürger. Beide Voraussetzungen sind falsch. Somit müssen es auch alle Folgerungen daraus sein. Der Mensch entscheidet wertmasslich sich nach seinem Innen-, seinem Charakterwert. Der Innenwert des Menschen vermindert sich im Verhältnis zur Zahl, in welcher er sich zu ändern summiert. Der Einzelne hat Charakter, die Masse hat keinen. Der Einzelne hat Geist, die Masse ist Blutwurst und Stotzen. Der Mensch in Summa, die Masse, ist das Dummste, das Abscheulichste, das zu aller Gemeinheit Fähigste. In der Masse geht der Verstand, das Gewissen, die Vernunft, der gute Wille unter. Die Persönlichkeit ist ein Schiff, die Masse das tobende Meer, das es verschlingt. Masse ist Demagogenbeute und Exerzierfeld der Dämonen. Der Proporz aber ist das Wahlsystem der gleichgeschalteten Massen. Jede Partei soll in den Räten in dem Masse vertreten sein, als sie zahlenmässig stark ist. Das sei gerecht. Und diese Gerechtigkeit hat mir damals eingeleuchtet. Ich sah noch nicht ein, dass Menschen keine Zahlen, sondern geistige Wesen sind und dass mathematische Gerechtigkeit darum mit moralischer und natürlicher Gerechtigkeit überhaupt nichts zu tun hat.

Wie wars denn vordem? Vordem stimmte jeder irgend einem Manne, der vorgeschlagen war. Nicht die Partei war das Wahlentscheidende, sondern das Ansehen der Persönlichkeit. Es sind sehr viele von der im Wahlkreis massgebenden Partei vorgeschlagene nicht gewählt worden. Wenn die Partei im Vorschlag nicht ganz den Rechten traf, so gab es Gegenvorschläge. Jeder Wähler konnte parteiungebunden sich für den entscheiden, der ihm am besten passte. Und die Auswahl in den kantonalen und eidgenössischen Räten war denn auch von einer Qualität, die klafferhoch über dem Durchschnitt der heutigen Proporzprodukte steht. Aber weil die Parteien bei dieser Wahlart nicht auf ihre Rechnung kamen, weil mancher Partei-

‘führer‘ nie gewählt wurde, obwohl seine Partei die Mehrheit gehabt hätte, weil besonders auch die Demagogen in den Nebengeleisen, die Sekundär-schnörri keinen Zug im Volke hatten, musste ein Wahlsystem erfunden werden, nach welchem zur Wahl der zu Wählende mehr zu sagen hat als sämtliche Wähler und nach welchem er, wenn er will, unbedingt ins Amt kommen muss . . .

Die Räte aber sollen Abgeordnete und Erwählte des ganzen Volkes und nicht der Parteien sein, weil die Summe der Genossen aller Parteien noch keineswegs das ergibt, was politisch das Volk genannt werden darf. Das ist des Proporzschlimmste Wirkung, dass er die Parteien an Stelle des Volkes zu staatsrechtlichen Faktoren erhoben hat. Durch ihn gilt das Volk als Gesamtheit nichts mehr, es gelten nurmehr die Parteien und die Einzelbürger bloss, insofern sie einer Partei angehören.»

Diese Philippika gegen den Proporz ist ein schönes Beispiel für Ruschs kämpferischen Journalismus und seine temperamentvolle und engagierte Schreibweise in einer kräftig zupackenden Sprache. Und in der Hochschätzung des Majorzsystems erkennen wir auch den Innerrhödler, den Sohn eines Landsgemeindekantons, in dem sich das Prinzip der Persönlichkeitswahl bis heute erhalten hat.

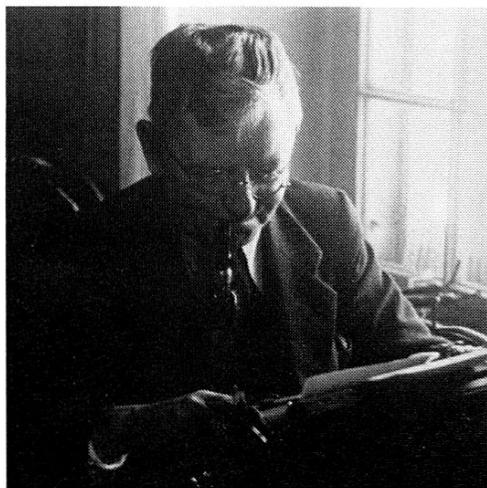
Im Kanton St. Gallen haben die Proporzler, zu denen Rusch 1910 noch gehörte, gesiegt. In der Eidgenossenschaft jedoch war das System mit einem knappen Volksmehr – 265 194 Nein gegen 240 305 Ja – abgelehnt worden. Seine Einführung gelang erst 1919.

Das blutjunge Journalistlein am «Sarganserländer» stürzte sich mit Vehemenz in diese politischen Balgereien und geriet, als Anhänger der jungen christlich-sozialen Bewegung, schon bald in Gegensatz zu den Alt-Konservativen.

«Der Journalist», schrieb Rusch über jene Zeit, «mochte mir im Leibe stecken und im Geiste spuken. Niemand hat es je bestritten. Aber zum Redaktor einer parteipolitischen Zeitung eignete ich mich nicht. Ich hatte keine parteilichen Überlieferungen. Ich war immer meine eigene Partei.»

So verliess er schon nach zwei Jahren den «Sarganserländer» und wurde Gründungsredaktor des neuen «Aargauer Volksblattes» in Baden. Sechs Jahre lang, von 1911 bis 1917, war er «Volksblatt»-Redaktor und griff mit Geist und Temperament in die bewegte und gespannte Aargauer Politik ein. Aber auch dieser zweite Versuch musste für den unbändig nach Freiheit und Unabhängigkeit dürstenden Redaktor schiefgehen; Rusch hätte wohl noch ein Dutzend solcher Zeitungen redigieren können, er wäre immer über die Schranken eines Parteiprogramms gestolpert. Die Zeitung, bei der er sich mit seiner ganzen appenzellerischen Eigenart und Eigenwilligkeit hätte voll entwickeln können, gab es noch gar nicht. Oder vielleicht doch?

Vierter Teil



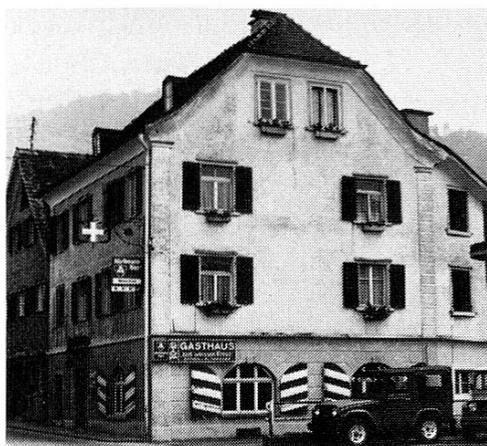
Rusch an der Schreibmaschine

nationalen und übernationalen Ideale zu verfälschen und die allgemeine Moral zu trüben begann. Damals wollte Fritz Brandenberger, ein schlichter Mann aus dem Volke, diese alte journalistische «Weckstimme» «aus dem Volk und für das Volk» wieder ertönen lassen.

Als er sich aber schon nach zwei Jahren seinem Zeitungsunternehmen nicht mehr gewachsen fühlte, schaute er sich nach einem Redaktor um. Brandenberger war auf den originellen Badener Redaktor J. B. Rusch aufmerksam geworden und bot ihm die Leitung seiner «Blätter» an.

Rusch sagte zu. 1918 trat er in die Redaktion ein und schrieb vier Jahre lang die Zeitung als Brandenbergers Mitarbeiter, und 1923 übernahm er die «Republikanischen Blätter» als alleiniger Inhaber und Herausgeber.

Damit war Johann Baptist Rusch an ein Ziel gelangt, von dem aus er zu seiner eigentlichen Lebensleistung startete. Mit seiner ganzen Persönlichkeit prägte er im Laufe von 35 Jahren das unverwechselbare Antlitz seines eigenen Blattes.



Die Redaktionsstube zuoberst im «Weissen Kreuz» in Ragaz

In Zürich hatte der Buchbinder Fritz Brandenberger die 1798 von Johann Konrad Escher von der Linth und Paul Usteri gegründeten «Schweizerischen Republikanischen Blätter» mitten im ersten Weltkrieg, 1916, neu ins Leben gerufen. Das war zu einer Zeit, als unter dem zersetzenden, die innere Einheit der Nation gefährdenden Einfluss der ausländischen Propaganda Deutsch und Welsch sich nicht mehr recht verstehen wollten, als ein übler Kriegsgewinnlergeist unser Volk ergriff, seine

Er zog nach Bad Ragaz, von wo aus er bis zu seinem Tode im Jahre 1954 seine eidgenössische, echt demokratisch-republikanische Weckstimme allwöchentlich durchs Land schallen liess. «In Bad Ragaz», so schrieb die Basler «National-Zeitung» in ihrem Nachruf, «hat es jahrzehntelang ausser der berühmten Therme eine Quelle gegeben, die viele Schweizer erfrischt und manchen in düsteren Zeiten gestärkt hat. Das war die Feder Johann Baptist Ruschs.»

Die 35 Jahrgänge der «Schweizerischen Republikanischen Blätter» stellen ein grossartiges und unvergleichliches journalistisches Lebenswerk und ein Unikum in der Geschichte der Schweizer Presse dar. Woche um Woche schrieb Rusch seine Zeitung von A bis Z selber. Da gabs keine pfannenfertigen Agentur-Konserven, da war alles selbstgezüchtete Frischkost.

An der Spitze des Blattes standen jeweils die «Sonntagsgedanken», träge Erläuterungen der Grundsätze christlicher Moral und Ethik, die unmittelbar das Gewissen anpackten, hineingriffen ins alltägliche Leben und den Blick schärften für die Ursachen und Wirkungen des Guten und Bösen, wie sie sich in den öffentlichen Angelegenheiten bemerkbar machten.

Dann kamen, unter dem Titel «Vom Weltlauf», die aussenpolitischen Ereignisse zur zusammenhängenden, klar und leicht überschaubaren Darstellung.

In der Rubrik «Von eidgenössischen Dingen» handelte er die innenpolitischen Themen der vergangenen Woche ab, und in der Sparte «Aus den Ständen» setzte er sich mit den kantonalen Begebenheiten auseinander.

Die Rubrik «Aus der Curia Confoederationis Helveticae» bot während der Sessionswochen jeweils sauber gegliederte, nach Sachgebieten geordnete, leicht verständliche Berichte von den Verhandlungen der Eidgenössischen Räte.



Frau Franziska Rusch † 1980

Bei eidgenössischen Abstimmungen öffnete Rusch sein Blatt jeweils dem freien, oft heissen Für- und Widerwort; er liess immer alle Meinungen aus seiner Leserschaft zu Worte kommen und fasste dann in einem redaktionellen Schlusswort die verschiedenen Gesichtspunkte zusammen, ohne seine Leser zu einem Ja oder Nein zu vergewaltigen, sondern den Entscheid ihrer Einsicht und ihrem Gewissen anvertrauend.

Im Feuilleton schrieb Rusch während Jahren und eigenhändig eine umfassende Völkergeschichte, die dem Leser eine Verständnishilfe bieten sollte bei der Beurteilung der aktuellen Weltvorgänge. Sie erschienen später zusammengefasst

in zwölf Bänden unter dem Titel «Auf der Völkerstrasse».

Seine Leserschaft bildete eine eigentliche Lesergemeinde. Und so lange es ging, reiste Rusch von Ort zu Ort und hielt Vorträge im Kreise seiner «Republikaner»-Leser. So kannte er viele seiner Leserinnen und Leser persönlich, und starb einer, so widmete ihm Rusch in seiner Zeitung einen Nachruf, in dem er das Leben des Verstorbenen in seinen wesentlichsten Grundzügen erfasste und es mit Liebe und Achtung darstellte. Es waren oft mei-

sterhafte Nekrologe, lebendige Portraits, in denen Menschenschicksale packend nachgestaltet wurden.

Als er selber starb, erschienen in den Schweizer Zeitungen und Zeitschriften aller Färbungen und Schattierungen, aller parteipolitischen und konfessionellen Richtungen ehrende Nachrufe auf Johann Baptist Rusch.



Eine zeitlang gab Rusch auch einen Kalender heraus, für den er selber einige ausgezeichnete historische Erzählungen schrieb.

«Das war ein Mann!» rief Dr. Hans Trümpy in den «Glarner Nachrichten» aus. Und einen «Oberförster im schweizerischen Blätterwald» nannte ihn G. Bernhard in der gleichen Zeitung. «Eine Burg der freien Meinung» sei der «Republikaner» gewesen, das bestätigte der «Anzeiger vom Alpstein». Als «sattelfest und wortmächtig» wurde Rusch vom Zürcher «Tages-Anzeiger» gerühmt. «Grossen Idealismus und klaren politischen Verstand» attestierte ihm das Zürcher «Volksrecht». «Klein und schwächling von Gestalt – im Kopf voll Geist und Feuer», so charakterisierten ihn die «Emmenthaler Nachrichten». Als einen «frommen Haudegen» sah ihn Werner Schmid im «Freien Volk». Und sein Nachfolger in der Badener Redaktion des «Aargauer Volksblattes», Dr. August Bärlocher, schrieb in seinem Nachruf: «Ein grosser Eidgenosse, wie ihn nicht jedes Jahrzehnt hervorbringt, ist für immer von uns geschieden.»

Aus dem aufgeweckten Appenzeller Bauernbuben war einer der eigenwilligsten, originellsten, tapfersten und angesehensten Schweizer Journalisten geworden.

Fünfter Teil

Mit unstillbarem Wissenshunger hatte sich Johann Baptist Rusch umfassende Kenntnisse auf allen Gebieten angeeignet. Er war vor allem ein hervorragender Geschichtskenner geworden, der den Weltlauf allezeit mit klarem, scharfem Blick über- und durchschaute. Zwar setzte er sich durchaus für bewährte, überkommene Werte ein, er hatte aber gleichzeitig ein stets waches Verständnis für eine sich wandelnde Welt. Sicher fussend im erprobten Alten, war er auch allem Gegenwartsnotigen und Zukunftsträchtigen lebendig aufgeschlossen. So machte er sich – wie es im Nachruf der Basler «National-Zeitung» hiess – immer auch Sorgen «um die Mitwirkung der Schweiz an der Gestaltung der Zukunft; er warnte das Schweizer Volk vor den Gefahren der Isolierung, einer Selbstversunkenheit, einer fortschrittsfeindlichen Genügsamkeit».

Immer suchte er mehr nach dem Verbindenden als nach dem Trennenden; Brückenbauen war ihm ein Hauptanliegen: zwischen dem Büro des Unternehmers und der Werkstatt des Arbeiters, zwischen dem Arbeiter und dem Bauern, zwischen dem Berufstätigen und dem Mann der Wissenschaft, zwischen Deutsch und Welsch, insbesondere auch zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen den Konfessionen überhaupt.

«Er war ein treuer, aber kein untertäniger Sohn seiner Kirche», schrieb Dr. Arthur Frey in der Zeitschrift «Der Protestant» und bestätigte Rusch ein tiefes Verständnis für die Reformation und eine eigenkritische Haltung gegenüber gewissen Erscheinungen in der römisch-katholischen Kirche; so habe er, der ein guter Katholik war, die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche immer als ein überspitztes Dogma betrachtet.

Rusch hielt immer den Weg frei zum offenen und brüderlichen Gespräch mit Andersgläubigen. Verständnis zu wecken untereinander und füreinander, das war unablässig das Ziel seines ganzen Denkens und journalistischen Schaffens. Er war ein furioser Gegner aller primitiven Schwarzweiss-Malerei.

Und seine reichhaltigen und vielfältigen Gedanken und Ideen, Ansichten und oft originellen Einfälle wusste er in eine ungemein kräftige und saftige, bilderreiche und blutvolle Sprache zu fassen, erfrischend und ursprünglich, immer wieder aus der appenzellischen Mundart sich nährend. Er hat den Leuten aufs Maul geschaut und dem Volke buchstäblich aus dem Herzen gesprochen.

Dabei war sein journalistisches Kämpfertum immer überstrahlt von einem träfen Witz und einem goldenen Humor. «Johann Baptist Rusch wusste», so schrieb Arthur Frey in seinem schönen Nachruf, «dass des Glaubens liebstes Kind die Liebe ist und des Glaubens schönstes Kind der Humor.» Als sich zum Beispiel von pröder Seite einmal Protest erhob gegen die nackten Frauen am Weltpostdenkmal in Bern, schrieb Rusch: «Es ist richtig, dass die beschwingten Frauenkörper am Weltpostdenkmal zu Bern we-

der Reifrock noch dickgewobene Unterschlotten tragen. Aber ich wage zu bemerken, wenn einer ein Ärgernis an einem bronzenen Frauenleib nehme und darüber seine Keuschheit verliere, dann verfüge er jedenfalls nur über eine solche, die sowieso gäng dervo wolle.»

Oder, ein anderes Münsterchen seiner humorvollen Formulierungskunst: «Bei einem Spaziergang zur Stiefmutter Justitia in einem Presseprozess wurde ich von unten her versäbelt, nach oben hin verbunden und bundesgerichtlich nahezu als geheilt entlassen.»

Oder: «Wenn mir von jeder Mensur, zu der ich gefordert worden bin, ein Chräbel geblieben wäre, so sähe ich aus wie ein tätowierter Indianer.»

Oder: «Das Bier ist der Stoff der Akademiker, und weil diese das Land nicht intelligenter gemacht haben, blieb ich beim Wein.»

Sechster Teil

Die Zeit des «tausendjährigen Reiches», der nationalsozialistischen Bedrohung von aussen und der frontistischen Gefahr von innen, wurde zur hohen Zeit für den journalistischen Kämpfer J. B. Rusch. Er hatte schon den italienischen Faschismus von allem Anfang an kritisch verfolgt und seine schweizerischen Anhänger schonungslos an den Pranger gestellt und verspottet. Erst recht wandte er sich vom ersten Augenblick an mit aller Macht und Stärke gegen die aufkommende Nazi-Ideologie und ihre schweizerischen Nachbeter. Damals bewies er unnachgiebig sein geistiges Rückgrat, damals wurden die «Republikanischen Blätter» zu einem «Leuchtturm eidgenössischer Gesinnung», damals wurde Rusch zu einem von den Nazis und den Fröntlern meistgefürchteten und meistgehassten Journalisten. Er hätte vermutlich zu den ersten gehört, die Göbbels, wenn er dazugekommen wäre, nach Sibirien geschickt hätte.

Interessant ist in diesem Zusammenhang Ruschs Verhältnis zum Judentum. Es ist gelegentlich schon der Verdacht geäussert worden, Rusch habe in früheren Jahren eine antisemitische Einstellung gehabt. Wer Rusch aber auch nur von weitem kennt, der weiss, dass eine so kreuzdumme und unmenschliche Idee wie der Antisemitismus nie und nimmer in sein Denken gepasst hätte.

Wahr ist allerdings, dass Rusch den Juden gegenüber nicht ganz unkritisch eingestellt war (er war es ja auch seinen eigenen Landsleuten gegenüber nicht). Er sagte von sich selber einmal: «Ich bin der einzige Journalist, der seit Jahren das Judentum in der Schweiz in seinen Geschäftsgründungen und Konkursen kontrolliert, der überhaupt den Juden auf die Finger sieht. Und diese fortgesetzte Kontrolle, die ich regelmässig veröffentlichte, hat mich von der Idee abgebracht, dass die Juden uns fressen. Nein, meine lieben Eidgenossen, das besorgt ihr selber, nicht zuletzt durch eure Blindheit gegenüber den Gefahren, die euch aus der 'arischen' Umgebung drohen.» Rusch schrieb während Jahren auch einen wöchentlichen Leitartikel in der

Basler «National-Zeitung», und er war einer der ersten, der nach der Machtergreifung der Nazis in der «National-Zeitung» das Stichwort gab: Nun sei es mit der Verhetzung gegen die Juden genug.

Der Verdacht antisemitischer Regungen bei Rusch stammt vermutlich aus den Zwanziger Jahren. Damals war das Buch «Der internationale Jude» erschienen, verfasst vom amerikanischen Automobilkönig Henry Ford auf Grund der berühmten «Protokolle der Weisen von Zion». Die schweizerischen Behörden verboten das Ausstellen und Verkaufen des Buches von Ford an unseren Bahnhofskiosken. Und gegen eine solche amtliche Bevormundung und «Zensur» bäumte sich der freidenkende Rusch auf, das erschien ihm als eine verwerfliche Gängelung des mündigen Bürgers. Als Protest dagegen tat er etwas sehr Kühnes und auch Gefährliches: Er druckte – um den schweizerischen Zensoren eins auszuwischen – Teile aus dem Buch von Henry Ford in den «Republikanischen Blättern» ab, nicht ohne seine Leser zur freimütigen Diskussion darüber aufzufordern. Ihm war es allein um die Feststellung der Wahrheit hinsichtlich dieser aufsehenerregenden Publikation zu tun.

Als sich dann die «Protokolle der Weisen von Zion» eindeutig als plumpe Fälschung herausstellten und als Henry Ford, der wie viele andere auf diese Fälschung hereingefallen war, von seinem Buch abrückte, nahm auch Rusch deutlich Abstand von diesen Hetzschriften. «Ich habe nie», schrieb er, «irgendwelche Vorurteile, so wenig wie gegen andere, zu den Juden hin gehegt.»

Das ist unzweifelhaft dadurch erwiesen, dass er schon 1913, als die Juden in Baden ihre Synagoge bauten, zu deren Eröffnung im «Aargauer Volksblatt» einen Artikel veröffentlichte, in dem er den antisemitischen Strömungen in unserem Lande mit den Worten entgegentrat:

«Heute sind es fünfzig Jahre, dass die Juden nun doch Schweizerbürger sind. Sie waren schon wiederholt in öffentlichen Stellen der Kantone und des Bundes vertreten und wir haben die Erfahrung nicht gemacht, dass deswegen unser Vaterland zugrunde ging. Wir sind darum auch über jene Furcht und jenen Hass gegen die Juden hinaus, mit dem man früher sein besseres Christentum beweisen wollte . . . Sehen wir also nicht nur die Schwächen, die wir alle mit ihnen teilen, ehren wir auch das Gute an ihnen und freuen wir uns mit ihnen der Überwindung des alten Vorurteils, zu der die politische Emanzipation viel beigetragen hat, als seien sie ein vaterlandsloses Volk . . .»

Er hat von Grund auf nie eine andere Meinung vertreten und er hat frühzeitig wie kaum ein anderer vor dem nationalsozialistischen Antisemitismus gewarnt.

1933, als das nicht ganz ungefährlich war, hat er sogar das Vorwort verfasst zu einer Aufklärungsschrift des Israelitischen Gemeindebundes über «Die Protokolle der Weisen von Zion – die grösste Fälschung des Jahrhunderts»!

Anlässlich seines Todes im Jahre 1954 schrieb das «Israelitische Wochenblatt» in Zürich:

«Wir erinnern uns persönlich an die Worte, die Rusch 1939 bei einer studentischen Veranstaltung in Zürich gegen den Antisemitismus sprach und wo er ausführte, wie der schweizerische Antisemitismus sich geschichtlich als eine Nebenfolge der mittelalterlichen Pest erweise. Die Pest sei überwunden worden, der Antisemitismus nicht. Wir sind aber kein Rindvieh, sondern beseelte Menschen, keine Blutwürste, sondern Kerzen, bestimmt zu leuchten und zu zeigen, dass wir nicht Rasse des Körpers, sondern des Geistes pflegen, rief er aus. Während des Krieges übte Rusch dann auch stetsfort strenge Kritik an den Arbeitslagern für die Emigranten und Flüchtlinge und trat mit Energie für eine weitherzige Flüchtlingspolitik ein. Diese seine mannhafte, senkrechte Haltung hat Rusch bis zuletzt gewahrt. Ehre seinem Andenken.»

Siebenter Teil

Wie Carl Böckli vom «Nebelspalter» hat auch J. B. Rusch in seiner Zeitung unentwegt «gegen rote und braune Fäuste» gekämpft. Tag und Nacht stand er in jener bösen Zeit auf eidgenössischem Wachtposten. Keine nazistische oder frontistische Verirrung entging seinem Sperberauge. Wann und wo er Charakterlumpen, Anpasser, Windhunde, Verräter entdeckte – er zog sie ans Licht der Öffentlichkeit und kapitelte sie herunter. Dafür gibt es Beispiele zu Hunderten all die Jahre hindurch; nur zwei, drei Münsterchen aus der Frühzeit des Frontenfrühlings:

Als Hitler am 31. Juli 1932 in Radolfzell eine Rede hielt, befand sich unter den etwa 5 000 schweizerischen Zuhörern auch ein Papierschweizer deutscher Herkunft, der Architekt Theodor Fischer, der bei dieser Gelegenheit ein Bekenntnis zur NSDAP ablegte. Rusch fiel rabiat über ihn her und brandmarkte als den «Typus des unassimilierten Zufallschweizers», der sich «nie bemüht hat, unsere Landesgeschichte zu studieren und den Sinn und Geist unseres Staatsrechts in sechshundertjähriger Entwicklung in sich aufzunehmen.»

Aber auch in den eigenen Reihen übte er notfalls scharfe Kritik: Als 1933 bei Ständeratswahlen im Kanton Schaffhausen gewisse katholisch-konservative Kreise zu den Frönlern neigten, um die Wahl eines Freisinnigen zu verhindern, ging Rusch mit der katholischen Volkspartei rücksichtslos ins Gericht: «Die Hoffnung, den Freisinn mit Hilfe der Fronten vernichten zu können, beruht auf schwerer Selbsttäuschung, die nur aus der Blindheit des Vorurteils und des Hasses gegen den Liberalismus erwachsen kann, einem Hass, der sich sagt: wenn es gelte, den Freisinnigen Schaden zuzufügen, sei eine Verbindung mit dem Teufel nicht zum voraus abzulehnen.» Und als viele Schweizer vom Ausland aus, vor allem von Deutschland her, im Dienste der Nazis zu agitieren begannen, machte Johann Baptist Rusch

1943 den Vorschlag, es seien diejenigen Schweizer, die in der Fremde die vitalsten Interessen ihres Heimatlandes missachteten, sofort auszubürgern. Man könne nicht «im Traben und Gehaben Nationalsozialist, Faschist, Bolschewist, nebenbei aber doch Nutzniesser eines demokratischen Landrechts» sein.

Bis zum Beginn des Krieges war das ein Kampf zwischen Geist und Ungeist. Nach dem Ausbruch des Krieges aber ging es dann um Leben und Tod.

Die Schweizer Nazis wurden zu potentiellen und effektiven Landesverrättern, gegen die mit Zeitungsartikeln allein nicht mehr aufzukommen war. Die Militärjustiz verhängte die ersten Todesurteile. 17 Landesverräter sind während des Krieges erschossen worden; wir wissen heute, dass nicht sämtliche dieser Todesurteile über alle rechtlichen und menschlichen Zweifel erhaben waren.

Die Todesstrafe war Rusch zutiefst zuwider. Das Problem beschäftigte ihn quälend und er suchte nach einer humanen Lösungsmöglichkeit. Einerseits widerstrebte es ihm, Blut fliessen zu lassen; andererseits verschloss er sich nicht der fürchterlichen Vorstellung, dass diese Verworfenen «eines Tages vom Zuchthaus weg im Triumph ins Bundeshaus einziehen» könnten. 1942 machte er darum den Vorschlag, die Landesverräter sollten zwar grundsätzlich mit dem Todesurteil bestraft werden, das Urteil sei jedoch «gnadenhalber in lebenslängliche Zuchthausstrafe zu verwandeln» «mit der Bedingung, dass die Todesstrafe an ihnen sofort zu vollziehen wäre, wenn das Land von derjenigen Seite angegriffen werden sollte, nach welcher hin sie es verraten haben». «Dann haben wir uns nicht – schrieb Rusch – in jene blutige Strenge verstiegen, die immerhin in jedem andern Staate solchen land- und volksgefährlichen Kerlen gegenüber angewendet würde.»

Das war eine menschlich noble und politisch kluge Haltung, und uns wäre heute in dieser Sache vermutlich etwas wohler, wenn Johann Baptist Rusch mit diesem Rat Gehör gefunden hätte.

Allerdings hat Rusch damals mit diesem Vorschlag den Zorn des Frontistenblattes herausgefordert. Rusch, hiess es dort, läute «zum Massaker gegen den innern ‘Landesfeind’» und versuche «mit seinen blutrünstigen Sprüchen . . . eine Mordpsychose zu schaffen». Das war eigentlich ein unverhülltes Bekenntnis der Schweizer Nazis zu den Landesverrättern. «Die Front» schrieb: «Wenn es . . . den lockeren Zeilenschreiber von Ragaz gelüsten sollte, sich gelegentlich einige seiner präsumptiven Opfer auszusuchen, so laden wir ihn zur Besichtigung freundlich auf unsere Redaktion ein.» Die «Nation», eine andere mutige Antinazi-Zeitung jener Tage gab darauf die einzig richtige Antwort: «Rusch hat die Todesstrafe nur für Landesverräter gefordert – wenn sich die Redaktoren der ‘Front’ dazu zählen, dann wird die Öffentlichkeit sicher mit Interesse von diesem Geständnis Kenntnis nehmen.»

* * *

In den letzten Jahren hat die Zahl der Bücher stark zugenommen, die sich mit der Schweiz in den Jahren 1933–1945 befassen. Ein wichtiges, nicht nur ruhmreiches, sondern zum Teil auch bedenkliches Kapitel unserer jüngsten Geschichte wird von einer neuen Generation aufgearbeitet. Das ist erfreulich, gut und notwendig – sofern es mit der nötigen Fairness und Gerechtigkeit, ohne Hass und böswillige Verzeichnung geschieht. Wenn es darum geht, nebst den Schwächen und dem Versagen in unserem damaligen Verhalten auch auf ein paar Lichtpunkte hinzuweisen, werden in diesen geschichtlichen Darstellungen immer wieder und zu Recht die Namen einiger mutiger Männer erwähnt, die damals standhaft gegen die Bedrohung durch den Ungeist gefochten haben und zwar vor allem mit der Feder; Journalisten, Redaktoren und Publizisten wie Ernst Schürch, Markus Feldmann, Albert Oeri, Arthur Frey, Paul Schmid-Ammann, J.R. von Salis, Hermann Böschenstein, Willy Bretscher, Fritz Schwarz, Carl Böckli und viele andere. Es ist aber bedauerlich, feststellen zu müssen, dass in den weitaus meisten dieser jüngsten zeitgeschichtlichen Darstellungen – Walter Wolfs Buch «Faschismus in der Schweiz» ausgenommen – ein Name entweder ganz fehlt oder zumindest nicht mit dem gebührenden Nachdruck genannt wird: der Name Johann Baptist Rusch. In seinen «Schweizerischen Republikanischen Blättern» hat Rusch Unschätzbare zur sogenannten geistigen Landesverteidigung beigetragen; er war sogar, neben Carl Böckli vom «Nebelspalter», die damals vielleicht populärste, auf jeden Fall originellste Journalistengestalt der deutschen Schweiz.

Das Bild seiner einzigartigen Persönlichkeit und der ausserordentliche Wert seiner Leistung für unser Land und Volk sind bis heute noch nicht ins verdiente helle Licht gerückt worden. Mit seiner Zeitung hat er einen hervorragenden Beitrag zur staatsbürgerlichen Erziehung geleistet. Er kannte für die Schweiz kein höheres Ideal als die politischen Freiheitsrechte des Einzelnen, und mit seltener Zähigkeit verfocht er den Grundsatz, dass der Staat um des Bürgers willen da sei und nicht der Bürger für den Staat.

Es wäre hoch an der Zeit, dass Rusch und sein Lebenswerk eine gründliche und umfassende Darstellung und Würdigung aus heutiger Sicht erführen, denn er steht heute unverdientermassen noch immer allzu sehr im Schatten. Das rührt vielleicht daher, dass er sein Leben lang ein entschiedener Einzelgänger war, der nie eine Partei, eine Institution, eine Bewegung oder eine Lobby hinter sich hatte. Er war immer seine eigene Partei und kannte nur eine Lobby: seine Leser, die er quer durch alle Lager gefunden hatte. Diese Leser allerdings sterben aus, und da ist bald niemand mehr, der sein Andenken wachhalten und pflegen würde. Darum meine ich, muss jede Gelegenheit ergriffen werden, wenn etwas zum Lobe dieses Mannes gesagt werden kann. Und darum danke ich Ihnen, dass Sie mir heute eine solche Gelegenheit gegeben haben – auch wenn das, was ich Ihnen zur Erinnerung an J. B. Rusch sagen konnte, nur sehr bruchstückhaft und unzureichend war.